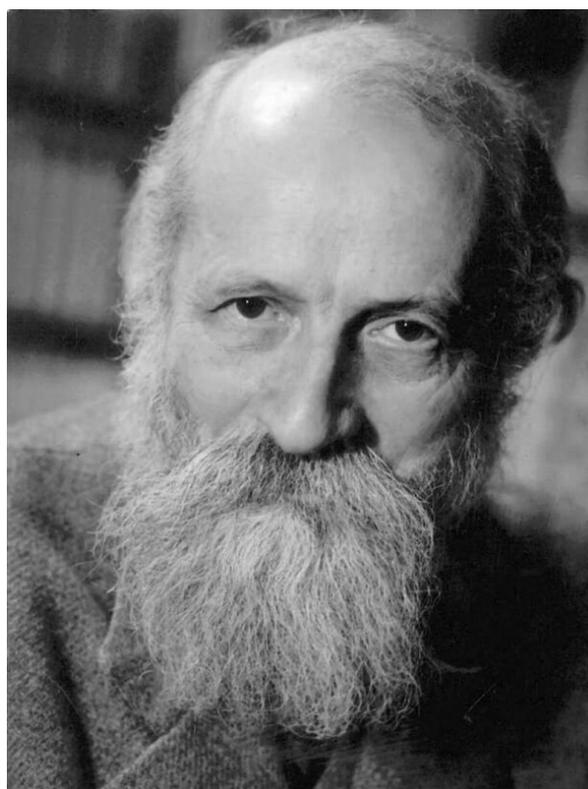


Joachim Stiller

Martin Buber:
Leben und Werk

Materialien zu Leben und Werk von
Martin Buber



Alle Rechte vorbehalten

Martin Buber

Ich gebe hier das entsprechende Kapitel aus dem Werk (Philosophie des 20. Jahrhunderts) von Ehlen, Haeffner und Ricken wieder:

„Buber wurde am 08.02.1878 in eine gut situierte jüdische Familie in Wien geboren. Als er kaum drei Jahre alt war, verschwand seine Mutter mit einem andern Mann, und niemand sprach davon mit ihm. Der kleine Martin wurde zu seinen Großeltern nach Lemberg (heute Lviv/Ukraine) gegeben, das damals die Metropole des österreichischen Kronlandes Galizien und dominant polnisch, aber auch jüdisch und deutsch bewohnt war. Der Großvater Salomon Buber war ein reicher Geschäftsmann und zugleich ein bedeutender Gelehrter, der alte Midrasch-Texte (aktualisierende Kommentare zum Alten Testament) herausgab. Die Vertrautheit mit dem Hebräischen und die Ehrfurcht vor dem Lernen ist Buber von daher geblieben. Auch die Kontakte mit den Resten der chassidischen Gemeinden, die er auf den Landgütern der Familie hatte, beeindruckten ihn. Mit 14 Jahren bezog er das polnische Gymnasium, doch blieb seine Sprache das Deutsche. Bubers Studium in Wien, Leipzig, Zürich und Berlin war das typische Studium eines gut dotierten jungen Mannes, der nicht auf eine Beschäftigung hin studieren musste, sondern nur „Bildung erwerben wollte. Buber genoss die Weite der europäischen Kulturtradition, gelöst vom orthodoxen Judentum, das er nun als eng empfand. Vielen gleichaltrigen Juden ging es so, und früher oder später standen wie vor der Wahl, ihr Judentum ganz abzustreifen und in die sogenannte christliche Gesellschaft einzutauchen.

Als Buber während seiner Zeit in Berlin (1898) mit einer zionistischen Gruppe in Kontakt trat, spürte er in sich jedoch die Wurzeln seiner Kindheit: Er wollte doch Jude bleiben, ja erst richtig werden. Sofort engagierte er sich. Aus dem Zionismus, d.h. aus der Wahrnehmung der verstreuten Juden als Volk und ihrer Rückbindung an das Land, das ihren Vätern verheißen war, erhoffte er sich eine Erneuerung des Judentums. Vorübergehend schloss er sich Theodor Herzl an, konnte sich aber bald nicht einverstanden erklären mit Herzls bloß politischem Zionismus. Buber kämpfte für das Recht der Juden, nach Palästina auszuwandern, war aber sehr reserviert gegenüber der Idee (und später auch der Realität) eines jüdischen Staates. Wie sein Freund, der 1919 in München ermordete Gustav Landauer, dessen Schriften er herausgab, war Buber (nicht-marxistischer) Sozialist) Die im heiligen Land entstehenden Landkommunen (Kibbuzin), in denen der gemeinsame Boden von Menschen bearbeitet wird, die alle sowohl körperlich wie auch geistig arbeiten und ihr Schicksal basisdemokratisch entscheiden, entsprachen seinem Ideal.

In den Jahren 1904 bis 1913 widmete sich Buber, der selbst von einem lebensphilosophischen Impetus im Schwange Nietzsches beseelt war, neben der Herausgabe einer Reihe von sozialphilosophischen Monographien („Die Gesellschaft“) dem Studium der Mystik: einerseits der jüdischen Mystik des Chassidismus, andererseits der mystischen und mythischen Überlieferung anderer Kulturen. Der Chassidismus, der im 18. und 19. Jahrhundert in Osteuropa blühte, war eine Form orthodoxen, von der Kabbalah geprägten enthusiastischen Judentums, das sich um charismatische Führergestalten (Zaddiks) herum entfaltete. Die Erfüllung der rabbinisch verschärfte Verhaltensvorschriften trat demgegenüber in den Hintergrund. Buber erblickte im Chassidismus eine Mystik des Lebens. Die Betonung der Freunde und die Aufhebung des Unterschieds zwischen heilig und profan schien ihm eine Möglichkeit für jeden zu eröffnen. Buber sammelte die Überlieferungen des Chassidismus, der zu seiner Zeit schon fast ganz erloschen war. Indem er sie in sein expressionistisches Deutsch des 20. Jahrhunderts übertrug und alles Befremdende wegließ, schuf er sie neu. So entstanden „Die Geschichte des Rabbi Nachman“ (1906), „Die Legende des Baalschem“ (1908) und später „Die Erzählungen des Chassidim“ (1946). Buber deutete

diese Überlieferungen zunächst, seiner eigenen Tendenz folgend, in der Perspektive der Einheitsmystik, die er programmatisch in der Sammlung „Ekstatische Konfessionen“ (1909) zum Ausdruck brachte. In dieser Perspektive interpretierte er auch die „Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse“ (1910) sowie keltische und finnische Sagen. Immer ging es dabei darum, den einen Ton des unmittelbaren Gott-Erlebens herauszuhören. Die Wende zu dem philosophischen Gedanken, der Bubers eigenster werden sollte, bahnte sich an in der Schrift „Daniel“ (1913). War das Leitwort bisher die Ekstase, in der sich die Einheit als das Letzte, Unsagbare „jenseits des Getriebes der Welt“ erleben lassen sollte, so ist es nun die „Verwirklichung“. Es geht darum, die vielfältigen Tendenzen des Ich zur Einheit einer Persönlichkeit zu bündeln, - eine „Richtung“ zu finden für die Selbstaussage in ein Werk und damit in die Welt hinein. Wie der Durchbruch zur realisierenden Weltsicht geschieht, weiß Buber im „Daniel“ noch nicht zu sagen. Dass es durch die Entdeckung des „Du“ geschieht, wird dann zur zentralen Aussage seiner Schrift „Ich und Du“. Dort wird die Identitätsmystik mit ihrer Betonung des Schweigens endgültig abgelöst durch das Pathos der Beziehung mit seiner Betonung des Wortes.

„Ich und Du“ ist 1923 erschienen. Dem Buch zugrunde liegen Vorträgen die er 1922 auf Einladung von Franz Rosenzweig am jüdischen Lehrhaus in Frankfurt gehalten hat, unter dem Titel „Religion als Gegenwart“. Das Buch ist in einer expressionistischen, stellenweise beschwörenden Sprache geschrieben. Buber nimmt, wie die neuzeitliche Philosophie überhaupt, seinen Ausgang vom Subjekt-Objekt-Verhältnis. Aber er führt eine wesentliche Änderung ein. Das, was entgegensteht, kann zwei grundsätzlich verschiedene Formen annehmen. Es ist entweder Objekt der Erkenntnis und des Handelns *oder* Gegenüber der Beziehung. Es ist, um Bubers Formel aufzunehmen, entweder „Es“ oder „Du“. Entsprechend modifiziert sich der Gehalt des Ich. Das Ich ist nicht der gleichbleibende Identitätsträger. Vielmehr unterscheidet sich das Ich-sein des Ich, das Subjekt für Objekte ist, qualitativ vom Ich-sein desjenigen Ich, das in der Beziehung zu einem Du steht. So ergeben sich zwei „Grundworte“ (bzw. Grundwortpaare): Ich-Du und Ich-Es. Unter dem Grundwort Ich-Es dominiert das „Haben“ einer objektiven, erfahrbaren Welt. Das Ich hat erkennend und darüber verfügend eine ihm gegenüberstehende Sphäre des Objektiven, innerhalb derer es vom einen zum anderen übergehen kann. Dieses ist, wie es sein Name sagt, bestimmt als Gegenstand und damit relativ auf das Ich. Ungeachtet ihrer transzendentalen Relation zum Ich steht die objektive Welt in sich. Sie hat eine getrennte, ab-solute Realität. Das heißt aber auch, dass sie dem Ich gleichgültig gegenübersteht. Sie hat keinen Bezug zum Ich und dieses hat keinen Anteil an ihr. Kants „Natur“ als „Welt der Erscheinungen“, die räumlich und zeitlich strukturiert und nach dem Gesetz der Kausalität geordnet ist, ist ziemlich genau das, was Buber mit dem Es im Auge hat.

Im Gegensatz dazu impliziert das Grundwort Ich-Du, dass das Ich an der jeweiligen Wirklichkeit, die sich ihm erschließt und es ganz in Anspruch nimmt, Anteil bekommt und nimmt, so dass ein gegenseitiger Austausch stattfindet. Durch die Begegnung mit dem Du findet sich das Ich in seiner personalen Mitte angesprochen. Umgekehrt gilt freilich auch: nur mit der gesammelten Ganzheit seiner Wesenskräfte kann das Ich dem Du entsprechen.

Der Ausdruck „Du“ lässt an den Mitmenschen denken und damit an eine Klasse von Wesen – die Personen – im Unterschied zu den Dingen, die dann zum „Es“ gehören würden. Aber so denkt sich Buber die Sache nicht. Er will nicht Gegenstände klassifizieren, sondern auf einen Unterschied in der Art des Bezugs hinweisen: das „Es“ hat bloß Gegenständlichkeit, während für das „Du“ die Gegenwart kennzeichnend ist: es ist „das Gegenwartende und Gegenwährende“ (13), das durch Suchen nicht ohne weiteres gefunden werden kann, da es sich nur „von Gnaden“ ereignet. Buber unterscheidet drei „Sphären“, in denen dieses Ereignis von mich meinender Gegenwart stattfinden kann: die Wahrnehmung von Naturwesen, die mitmenschliche Begegnung und das künstlerische Schaffen. In allen diesen Fällen spricht er vom „Du“, obwohl dieses Wort im mitmenschlichen Austausch zu Hause ist. In der Tat hatte

Buber sein ursprüngliches Du-Erlebnis im Gegenüber zu einem Baum. Und das Gegenüber der Gestaltidee, die sich dem Künstler aufdrängt und durch ihn Werk werden will, bringt Bubers Idee der Du-Gegenwart noch reiner zum Ausdruck, da die Idee nicht mit einem vorhandenen Objekt verwechselt werden kann, während ein Mitmensch jederzeit vom Du zu einem bloßen „Er“ werden kann. Denn was die Worte „er“ und „sie“ meinen, rechnet Buber eher zum Es als zum Du.

Damit ist der Unterschied zwischen Du und Es ideell charakterisiert. Wie verhalten sie sich geschichtlich zueinander? Buber äußert dazu zwei Sätze: Jedes Du muss irgendwann zum Es werden; das sei die „erhabene Schwermut unseres Loses [und unseres Lebens]“ (17). Umgekehrt gilt: Jedes, was als Es angesprochen worden ist, kann (wieder) zum Du werden. Denn „im Anfang ist die Beziehung“ (18), im menscheitsgeschichtlichen Anfang ebenso wie in der individuellen Entwicklung. Darin liegt eine Hoffnung angesichts des Zustandes unserer Kultur, die mehr und mehr von einer einseitigen Verstandeskultur und damit vom „Es“ beherrscht wird.

Zielpunkt von „Ich und Du“ sind die religionsphilosophischen Ausführungen seines dritten Teils. Deren leitende These lautet: „Die verlängerten Linien der Beziehung scheiden sich im ewigen Du“ (71). Buber denkt dabei wohl an die Parallelen, die sich „im Unendlichen“ schneiden. Die Parallelen sind die einzelnen Beziehungen, die sich durch ihre innere Sturkturdynamik selbst im Ewigen „schneiden“, nicht etwa durch ein Hinzudenken eines transzendierenden Bezugs, denn dieses Hinzudenken käme zum Erleben nur äußerlich dazu und würde die einzelnen Beziehung zu einem Mittel degradieren. Das Problem ist, wie der innere Vorrang der Ich-Du-Beziehung durchgehalten werden könne angesichts der übermächtigen Kontinuität der Ex-Welt. Denn die einzelnen Ich-Du-Beziehungen sind diskontinuierlich, weil ich in jeder ganz aufgehe und nicht vergleichend nach vorne oder rückwärts schaue. Begegnung, Gegenwart ereignet sich immer je im Augenblick. Jede Du-Beziehung ist somit jeweils ein neuer Anfang. Darin liegt, ontologisch gesehen, eine fundamentale Schwäche der Ich-Du-Beziehung gegenüber dem stabilen Zusammenhang der Ich-Es-Verhältnisse. Diese Schwäche soll nun durch eine Kontinuität eigener Art kompensiert werden, die darin liegt, dass ich jedem einzelnen Du das ewige, wesenhaft mit sich selbst identische Du angezielt wird. Woher weiß Buber das? Wohl so, dass ich in jedem echten Angesprochensein erlebe, dass meine Schöpfung nicht abgeschlossen ist mit der Tatsache, dass ich schon einmal da bin. Vielmehr erlebe ich vom Du aus eine weitere Phase des Erschaffen-Werdens. Nun aber ist das Erschaffen wesentlich das Werk Gottes, auch wenn dabei endliche Formen des Du eine vermittelnde Rolle spielen. Also verweist jede Du-Beziehung auf das ewige Du. Umgekehrt ergibt sich daraus: „Du“ ist der einzig wirklich adäquate Gottes-„Name“. Alle anderen sind von daher ableitbar, oder aber sie tragen das Stigma jenes tragischen Abfallen-müssens in die Es-Sphäre. – Von hier aus bestimmt sich Bubers Stellung zu bestimmten Formen des ausdrücklichen Gottesbezugs. Offenbarung ist für ihn nicht Mitteilung verborgener Inhalte, sondern ein reines Zusprechen von Kraft und Gegenwart. Den Gottesnamen „Ich bin, der ich bin“, offenbart am Sinai (Ex 3,14), der seit Philo bei Juden wie Christen gedeutet wurde als Selbstaussage Gottes mit dem Inhalt „ich bin der Seiende“, liest Buber so: „Ich bin da als der ich dasein werden“. Seinen Gehalt umschreibt er so: „Der ewige Kraftquell strömt, die ewige Berührung harret, die ewige Stimme tönt, nichts weiter“ (107). Nur wir, die dem Es verhafteten Menschen, machen daraus Lehren *über* Gott. Die Einheitsmystik, der er selbst einst angehangen hatte, lehnt Buber nun entschieden ab. ER sieht in ihr nun eine Schwäche, eine Sehnsucht nach Auslöschung. Ihr gegenüber hält er fest: „Größer als alle Rätselwebe am Rande des Seins ist uns die zentrale Wirklichkeit der alltäglichen Erdenstunde mit einem Streifen Sonne auf einem Ahornzweig und der Ahnung des ewigen Du“ (84).

Buber hat eine Erfahrung gemacht, die er unter das Wort „Du“ stellt; von ihr glaubt er, dass sie auch für andere Menschen wichtig sei. So wurde er zum Erzieher und Schriftsteller.

Philosoph ist er nur insofern, als er teilweise die Sprache der Philosophie sprechen musste, um verstanden zu werden. – Die Alternative von Du und Es, die zunächst nur eine Zeigefunktion haben sollte, gerät ihm freilich zu einem starren Schema ohne Zwischenstufen. – „Ich und Du“ hielt Buber immer für sein Hauptwerk. Seine schriftstellerische Tätigkeit nach 1923 hat vor allem die Funktion, es zu erläutern und zu erweitern. Außerdem beschäftigte ihn die Übersetzung der hebräischen Bibel ins Deutsche, die er zusammen mit Rosenzweig unternahm und nach dessen Tod (1929) allein weiter- und zu Ende führte (1961). Sie war den deutschsprachigen Juden zugedacht, die nicht (genügend) hebräisch konnten und sich bis dahin mit der Lutherübersetzung behelfen. Sie sollte den Sprachgeist der Ursprache spürbar machen; zugleich ist sie ein Zeugnis des expressionistischen Zugs der damaligen deutschen Literatur. Buber übernahm auch die Leitung des Freien Jüdischen Lehrhauses und einen Lehrauftrag (später Professur) an der Universität Frankfurt a.M. Dem Entzug der Professur zuvorkommend, legte er sie selbst 1933 nieder und widmete sich den noch offenen Möglichkeiten jüdischer Erwachsenenbildung. 1938 sah er sich gezwungen, nach Israel auszuwandern, wo er an der Hebräischen Universität in Jerusalem bis 1951 Sozialphilosophie dozierte. In den 50er Jahren erhielt er zahlreiche Anerkennungen (den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, den Erasmuspreis u.a.) und wurde sehr berühmt. Er reiste in die USA und auch nach Deutschland. In Israel selbst war er eher isoliert aufgrund seiner Insistenz darauf, dass auch nach der Staatsgründung ein friedliches gleichberechtigtes Zusammenleben von Arabern und Juden möglich sein müsse. Buber starb hoch betagt am 13.06.1965 in Jerusalem.“ (Ehlen, Haeffner, Ricken)

Ich selbst bin sehr sehr angetan von der Philosophie Bubers, auch wenn ich selbst nicht so philosophiere. Aber Seine Philosophie bringt eine ganz tiefe Saite in mir zum Schwingen. Dabei ist mein persönlicher Zugriff eher ein existentieller. Das kann sich aber bis zu einer ganz ganz tiefen spirituellen und religiösen Mystik steigern. Ich finde es großartig.

Joachim Stiller

Münster, 2016

Ende

[Zurück zur Startseite](#)